



Jens Schröter

Jesus von Nazaret

Jude aus Galiläa – Retter der Welt
(Biblische Gestalten, 15)

6., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage

Leipzig : Evangelische Verlagsanstalt 2017

420 S., 20,00 €

ISBN 978-3-374-05043-7

Rolf Baumann (2018)

Der Autor, Prof. für Exegese und Theologie des Neuen Testaments sowie die neutestamentlichen Apokryphen an der Humboldt-Universität zu Berlin, legt hier die 6. Auflage des erstmals 2006 veröffentlichten Bandes in vollständig überarbeiteter und aktualisierter Gestalt vor – faktisch zeitgleich mit dem von ihm und Christine Jakobi unter Mitarbeit von Lena Nogossek herausgegebenen „Jesus Handbuch“, Tübingen 2017, 685 S.

Im Vorwort zur Neuauflage betont Schröter, dass sich der Charakter seines Buches nicht verändert hat, sondern entsprechend dem Format der Reihe „Biblische Gestalten“ beabsichtigt, die jeweilige biblische Figur so zu präsentieren, dass die Darstellung „auch für Nicht-Fachleute zugänglich“ ist. Dies sei bei einer Zeichnung Jesu besonders wichtig, weil sich hier historische Begründung und gegenwärtige Verantwortung des christlichen Glaubens „wie in einem Brennglas“ bündeln. Deshalb wolle die vorliegende Jesusdarstellung „nicht nur zum exegetischen und historischen Fachdiskurs beitragen, sondern auch zu einer methodischen und hermeneutischen Reflexion über die Aneignung von Wirken und Geschichte Jesu in der Gegenwart“.

In der Neuausgabe wurde neben kleineren inhaltlichen Veränderungen und Einarbeitung neuerer Literatur der von Schröter mit dem Begriff „Erinnerung“ verbundene geschichtshermeneutische Zugang etwas ausführlicher erläutert. Auch der Exkurs „Synagogen und Wohnhäuser in Galiläa“ hat eine Revision erfahren, weil sich die Forschungslage gegenüber der 1. Auflage durch die Entdeckung einer Synagoge in Magdala im Jahr 2009 maßgeblich verändert und sich so das Profil von Galiläa wesentlich bereichert und modifiziert hat. Auch der Abschnitt zu den Exorzismen und

Heilungen Jesu wurde aus Sicht der antiken Medizingeschichte stark überarbeitet. Hinzugekommen ist auch ein Abschnitt über die Gleichnisse, die bisher nur innerhalb der verschiedenen Aspekte des Wirkens Jesu behandelt worden waren.

Schröters Werk ist wie seither gegliedert in „Einführung“ mit Blick in die Forschungsgeschichte und auf die Quellen (19-79), in den Hauptteil „Darstellung“ mit den Themen „Ein Jude aus Galiläa - Der historische Kontext Jesu“, „Die Herrschaft Gottes beginnt“, „Repräsentant Gottes oder Retter Israels – Das Selbstverständnis Jesu und das Urteil seiner Zeitgenossen“, „Die Jerusalemer Ereignisse“, „Jesus und die Anfänge des christlichen Glaubens“ (80-350), in einen Abschnitt „Wirkung“, bezogen auf kirchliche Tradition, Literatur und Kunst (351-392), und „Anhänge“ mit Literaturverzeichnis, Karten und Bildteil (393-420).

Der „erinnerte, vergegenwärtigte“ Jesus

Von Jens Schröter ist in die historische Jesusforschung der Begriff „Erinnerung“ eingeführt worden, um einen häufig übersehenen Aspekt der Diskussion um den „historischen Jesus“ in den Blick zu rücken. Was dies heißt, sei hier erläutert, soweit es sich aus der „Einführung“ in den vorliegenden Band ergibt.

Der Autor geht aus von der einzigartigen Bedeutung, die Jesus von Nazaret für unseren Kulturkreis hat. Nach den Zeugnissen der frühen Christenheit besteht sie darin, dass in seiner Person Gott und Mensch unmittelbar in Verbindung treten. Diese für das Christentum lange Zeit unhinterfragte Glaubensgrundlage wurde erst in der Neuzeit zum Problem: Die Aufklärung bestimmte die menschliche Vernunft zum kritischen Maßstab, der auch an die biblischen Schriften anzulegen sei; und das im 19. Jh. entstehende historische Bewusstsein machte den Abstand deutlich, der zwischen der Welt des Neuen Testaments und der Gegenwart liegt. Der Zugang zur Vergangenheit wurde in der Folge an eine methodisch kontrollierte Quellenforschung gebunden, die zu einem möglichst vorurteilsfreien Geschichtsbild führen sollte. Im Blick auf die neutestamentlichen Texte war damit die Frage nach dem „historischen Jesus“ geboren: Sie fragt, was mit den Mitteln historischer Forschung über das Wirken und Geschick Jesu herauszufinden ist, *ohne* dabei das Bekenntnis zu seiner Göttlichkeit vorauszusetzen. Die neue Frage hieß jetzt, ob bzw. inwieweit sich der so gefundene „historische Jesus“ mit dem „geglaubten Christus“ vereinbaren lässt.

Für Schröter ist nun die Einsicht wichtig, dass die historische Jesusforschung zwar nicht über die Wahrheit des christlichen Glaubens urteilen, aber doch die Grundlagen bereitstellen kann, seine Entstehung nachzuvollziehen. Dabei kann sie aber die Vergangenheit nicht so wiederherstellen, wie sie sich einst ereignet hat. Sie befragt die Quellen vielmehr „aus ihrer eigenen Zeit heraus“, versteht also die Vergangenheit „im Licht ihrer eigenen Gegenwart“. Das bedeutet, dass sie „Bilder“ der Person Jesu entwirft, „die unserem Kenntnisstand über die damalige Zeit entsprechen, aber au-

ßerdem geprägt sind von der jeweiligen Sicht auf die Wirklichkeit und denjenigen Annahmen, die bei der Interpretation der Texte stets – bewusst oder unbewusst – eine Rolle spielen.“ Historische Jesusforschung setzt so den christlichen Glauben der kritischen Prüfung durch geschichtswissenschaftliche Methoden aus. Dabei gelangt sie jedoch nie zu sicheren, unrevidierbaren Resultaten über die Vergangenheit. Sie stellt aber „ein Bild Jesu“ vor Augen, „das in der jeweiligen Gegenwart vor den Quellen rational und ethisch verantwortet ist“ (26f.).

Der „historische Jesus“, der auf diese Weise in den Blick kommt, ist folglich stets ein Produkt der Quellenauswertung durch einen Interpreten oder eine Interpretin. Das heißt zugleich, dass der „irdische Jesus“, jener Jude, der im 1. Jh. in Galiläa gelebt und gewirkt hat, für uns nicht unmittelbar, sondern stets „nur vermittelt durch Deutungen“ zugänglich ist. Weil folglich historische Jesusdarstellungen wie andere historische Darstellungen immer eine Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit darstellen und so einen Beitrag zum Verstehen der Wirklichkeit leisten, hat diese Einsicht Schröter dazu geführt, dies auch terminologisch herauszustellen und zu formulieren: „Das Resultat einer heutigen historischen Jesusdarstellung ist darum der *erinnerte, vergegenwärtigte* Jesus aus einer spezifischen Perspektive vom Anfang des 21. Jahrhunderts.“ Wichtig dabei ist, dass ein solches Jesusbild „unter gegenwärtigen Erkenntnisbedingungen nachvollziehbar und an den Quellen orientiert“ sein muss. Und „wirklich“, bezogen auf Jesus, meint dann: „angesichts der je aktuellen Verstehensvoraussetzungen plausibel, wobei die jeweilige Gegenwart im Licht der Zeugnisse der Vergangenheit als *gewordene* verstanden wird. Die Frage, wer Jesus *war*, kann deshalb von derjenigen, wer er heute *ist*, nicht getrennt werden.“ (29f.)

In einem kurzen „Blick in die Forschungsgeschichte“ erkennt Schröter in bestimmten Positionen der Jesusforschung einerseits „ein wichtiges Korrektiv gegen eine naive Gleichsetzung von historischer Forschung und vergangener Wirklichkeit“. Anderen Positionen gegenüber betont er, dass die Suche nach einem „sicheren Fundament“, auf das sich der Zugang zu Jesus „jenseits wandelbarer historischer Urteile“ gründen kann, eine „Illusion“ darstellt. Zugleich räumt er ein, dass dem Unternehmen der kritischen Jesusforschung von vornherein eine „Ambivalenz“ anhaftet, weil die Evangelien vor- und nachösterliche Überlieferungen miteinander verschmelzen: Die Frage, welche Überlieferungen als authentisch, welche als spätere Deutungen, welche Facetten für ein Bild von Jesu als besonders markant und charakteristisch und welche als eher belanglos beurteilt werden, hängt immer auch „von dem vorausgesetzten Gesamtbild vom Wirken Jesu und seinem historischen Kontext“ ab. Daher bewegt sich die historisch-kritische Jesusforschung in einem gewissen „Unschärfbereich“, da sie es als historisches Unternehmen mit Quellen zu tun hat, die kein eindeutiges Bild der Vergangenheit vermitteln. Ihr Ziel kann deshalb nicht das Erreichen des *einen* Jesus *hinter* den Texten sein, sondern „ein auf Abwägen von Plausibilitäten gegründeter Entwurf, der sich als Abstraktion von den Quellen stets *vor* diesen be-

wegt“ (40f.).

Für diesen geschichtshermeneutischen Zusammenhang wurde vom Autor der Begriff der „Erinnerung“ in die Jesusforschung eingeführt, der anders als nach üblichem Verständnis nicht die individuelle Bewahrung von Inhalten des Wirkens und der Lehre Jesu im Gedächtnis seiner Nachfolger meint, sondern auf „die Aneignung der Vergangenheit aus der Perspektive der jeweiligen Gegenwart“ abhebt – zunächst wohl bezogen auf die Arbeit des einzelnen historisch arbeitenden Forschers. Dieser Zugang knüpft zugleich an ein Verständnis des Erinnerungsbegriffs bei Jan Assmann an, der auf die soziale, kollektive Dimension des Gedächtnisses verweist, in dem jene Traditionen aufbewahrt werden, die für das Selbstverständnis einer Gemeinschaft grundlegend sind. Ein an diesem Erinnerungsbegriff orientierter Zugang zur Vergangenheit – und damit auch zur Jesusüberlieferung – ist sich bewusst, dass die Zeugnisse der Vergangenheit die für die Gegenwart bedeutsame Geschichte nicht unmittelbar enthalten, sondern erst „durch eine auf kritischer Analyse und kreativer Einbildungskraft basierende Erzählung“ aus ihnen geschaffen werden (42f.).

Die historische Jesusforschung – so fasst Schröter seine Überlegungen zusammen – stellt aus ihrer Beschäftigung mit den Quellen „ein Bild der Vergangenheit“ vor Augen, das als „Produkt der Gegenwart“ zwar „immer veränderlich, fehlbar und unvollständig“ bleibt und deshalb „den christlichen Glauben niemals begründen oder gar seine Richtigkeit beweisen“ kann. Sie kann aber „zeigen, dass dieser Glaube auf dem Wirken und Geschick einer Person gründet, das sich, wenn auch nicht in jedem Detail, so jedoch in wichtigen Facetten auch heute noch nachzeichnen lässt. Damit leistet sie für die Verantwortung des christlichen Glaubens in der modernen Welt einen substantiellen Beitrag.“ (44f.)

Gesamtbild und Einzelaspekte des Wirkens Jesu

Für das Zusammenspiel von Gesamtbild und Einzelaspekten des Wirkens Jesu ist für Schröter in dem umfangreichen Kapitel „Darstellung“ seines Buches neben Galiläa als „historischem Kontext Jesu“ dessen Beziehung zu Johannes dem Täufer grundlegend. Für den Weg Jesu ist nach ihm „kaum zu überschätzen“, dass sich Jesus dem Symbol des Untertauchens durch Johannes unterzogen hat und „durchaus wahrscheinlich“ zum Kreis von dessen Jüngern gehörte. Die Gemeinsamkeiten zwischen der Botschaft des Täufers und der Jesu weisen eine große Nähe, ja geradezu eine Parallelität auf: „Ebenso wie Johannes ruft auch Jesus zur Umkehr auf und verwendet dabei Formulierungen, die fast wörtlich auch von Johannes überliefert werden. Ebenso werden Gericht und Heil bei Jesus einander nicht anders zugeordnet als bei Johannes. Beide stellen ihre Verkündigung vielmehr in den Horizont des baldigen Gerichtes Gottes und bieten eine einzige Möglichkeit an, dem zu entgehen: Johannes das Untertauchen im Jordan, Jesus den Anschluss an die von ihm ins Leben gerufene, vom Anbruch der Gottesherrschaft bestimmte Gemeinschaft.“ (158)

Das „Schlüsselerlebnis“ (M. Ebner), warum sich Jesus dann von Johannes getrennt hat und mit einer spezifischen Botschaft und einem eigenen Jüngerkreis in Galiläa aufgetreten ist, könnte auch nach Schröter in jener visionären Erfahrung Jesu liegen, die Lk 10,18 andeutet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Der Inhalt dieser Vision besteht darin, dass der Sturz des Satans im göttlichen Geschichtsplan bereits vollzogen ist – und Jesus und seine Jünger setzen dieses Geschehen nun auch auf der Erde um. Daher der enge Zusammenhang zwischen dem Wort vom Satanssturz und den Dämonenaustreibungen, die eine grundlegende Bedeutung für das Wirken Jesu und seiner Jünger bekommen ((vgl. Lk 10,17f.). Auch die Krankenheilungen, die Jesus als Charismatiker mit ungewöhnlichen Fähigkeiten erweisen, könnten ihn „möglicherweise“ zu der Überzeugung geführt haben, „dass die Bedeutung seines Wirkens über diejenige des Johannes hinausgeht“ (159f. 176).

Dass der Gott Israels als König über die Welt herrscht, war eine selbstverständliche Voraussetzung jüdischen Glaubens, die Jesus mit Johannes teilte. Doch angesichts der negativen geschichtlichen Erfahrungen war „Gottes Herrschaft“ auch zu einer Größe geworden, deren Aufrichtung man für die Zukunft erhoffte. Während Johannes die Menschen mit seiner Bußpredigt auf das Kommen der Gottesherrschaft vorbereitet, feiert Jesus mit ihnen bereits deren Anbruch, die für ihn mit dem Sieg über den Satan begonnen hat. Sie bedeutet nicht mehr nur die bedrängende Unmittelbarkeit des Gerichts, sondern eröffnet zugleich die einzigartige Möglichkeit, zu Gott schon jetzt in eine gänzlich neue Beziehung einzutreten. Die Gottesherrschaft, die im Wirken Jesu anbricht, wird so zur Heilszeit. Sie verbindet Gegenwart und Zukunft und läuft auf deren Vollendung zu.

Die Anfänge der Gottesherrschaft waren in den Dämonenaustreibungen Jesu und seiner Jünger real erfahrbar. Aber sie mussten von denen, die sie erlebten, auch als Anbruch der Gottesherrschaft interpretiert werden, denn „eindeutig“ waren sie keineswegs. Dafür hätte es spektakulärer Ereignisse bedurft, die keinen Zweifel daran ließen, wer Jesus ist. Dass diese kleinen, im Römischen Reich gänzlich unbeachteten Ereignisse jedoch der Anfang einer Veränderung sind, die die ganze Welt erfassen wird, war die Herausforderung für die Zeitgenossen Jesu, für die Verfasser der Evangelien und auch für die späteren Generationen von Christen bis heute. Das Gleichnis vom Senfkorn, das in der Fassung des Lukas stärker auf Wachstum abhebt als auf den Kontrast zwischen dem Senfkorn als dem kleinsten aller Samenkörner und der Größe der ausgewachsenen Pflanze kann zeigen, dass die Dynamik des Gottesreiches gerade in der Verbindung dieser kleinen, unscheinbaren Anfänge mit Geschehnissen liegt, die die ganze Welt verändern werden. (230f.)

„Menschensohn“ und „Christus“ - Hoheitsbezeichnungen für Jesus

Der besondere Anspruch Jesu, dass in seinem Wirken Gott seine Herrschaft auf Er-

den aufrichtet, hat nach Schröter „einen wesentlichen Impuls für die Entstehung des Glaubens an ihn als den entscheidenden, exklusiven Repräsentanten Gottes“ geliefert (273f.). Sein „Selbstverständnis“ kommt in Hoheitsbezeichnungen zum Ausdruck wie „Menschensohn“, ein Titel, den Jesus selbst auf sich bezogen hat, oder „Christus“ (Gesalbter/Messias), den seine Zeitgenossen auf ihn angewandt haben.

Die Bezeichnung „Menschensohn“, die nur in den Evangelien und stets als Selbstbezeichnung Jesu begegnet, signalisiert zum einen, dass Jesus sein eigenes Wirken in enger Bindung an das Gericht Gottes gedeutet und die enge Verbindung zwischen dem Bekenntnis zu ihm und der endzeitlichen Rettung herausgestellt hat; und zum anderen sind die Menschensohnworte, die auf Jesus selbst zurückzuführen sind, näherhin solche, die seinen irdischen Weg charakterisieren: seine Wanderexistenz, seine und seiner Jünger Ablehnung sowie seine Auslieferung. Die Aufnahme der Bezeichnung „Menschensohn“ durch Jesus stellt so eine Art „Aufmerksamkeitssignal“ dar, mit dem Jesus auf die Besonderheit seiner Person hinweisen wollte. Doch weil dieser Ausdruck im jüdischen Verständnis kein „Hoheitstitel“ mit fest umrissener Bedeutung war, konnte er nachösterlich durch die Aspekte der Voraussage von Jesu Leiden, seinem Sterben und Auferstehen und seiner Wiederkunft zum Endgericht zu einem „christologischen Hoheitstitel“ werden.

Im Unterschied zum Ausdruck „Menschensohn“ wird Jesus stets von anderen als „Christus“ bezeichnet. Er spricht nie von sich selbst in dieser Weise, weist diese Bezeichnung zwar nicht zurück, macht allerdings deutlich, dass sein Wirken damit nicht hinreichend erfasst ist. Im Judentum begegnet die Erwartung des Auftretens eines „Gesalbten“ im Zusammenhang der Hoffnungen auf Gottes endzeitliches Heilshandeln. Auch hier handelt es sich nicht um einen Titel, sondern um die Bezeichnung einer Funktion, nämlich derjenigen des davidischen Königs (des Hohenpriesters oder eines Propheten), Israel im Namen Gottes zu führen und seine Heiligkeit und Reinheit im Angesicht der es umgebenden Heidenvölker zu bewahren. Im Petrusbekenntnis in Mk 8,29: „Du bist der Christus“ sieht Schröter zwar ein nachösterliches Bekenntnis, das Petrus in den Mund gelegt wird; doch darin kommt gleichwohl zum Ausdruck, dass das Wirken des irdischen Jesus bei seinen Zeitgenossen Erwartungen weckte, die sie an einen Gesalbten Gottes hatten. Beim Einzug Jesu in Jerusalem verband sich damit die Hoffnung, jetzt werde Gott sein Königtum in Israel wieder errichten. Jesus selbst, so fasst Schröter zusammen, hat diese Bezeichnung „auf eigene Weise inhaltlich gefüllt“: „Er hat sie in sein Selbstverständnis als Repräsentant der anbrechenden Königsherrschaft Gottes eingeordnet und entsprechend durch den Ausdruck ‚Menschensohn‘ modifiziert. Damit wurde die Erwartung, er werde als Gesalbter über Israel herrschen, in das eigene Verständnis Jesu von der Königsherrschaft Gottes verwandelt.“ Weil die Bezeichnung in einem an Jesu Wirken ausgerichteten Sinn verstanden wurde, konnte sie deshalb auch nach seinem Tod weiterhin verwendet und geradezu als zweiter Name für Jesus gebraucht werden.

Indem die beiden Ausdrücke, im Frühjudentum noch Funktionsbezeichnungen, in nachösterlicher Ausweitung zu „christologischen Hoheitstiteln“ werden, zeigt sich, „wie das Auftreten Jesu und die Entstehung christlicher Glaubensüberzeugungen ineinandergreifen“. Deswegen will Schröter „das Verhältnis dieser beiden Aspekte“, anders als in der Forschung bisweilen angenommen, nicht in ein „vorösterliches“, „unmessianisches“ Wirken Jesu und in eine „nachösterliche Entstehung des Glaubens an ihn“ aufteilen. Vielmehr zeige sich so, „dass vom Wirken und Geschick Jesu Impulse ausgingen, die unmittelbar auf die Entstehung des frühchristlichen Glaubens eingewirkt haben“ (295f.).

Deutungen des Todes und der Auferweckung Jesu

Unter der Überschrift „Die Jerusalemer Ereignisse“ (297-326) erörtert Schröter die Geschehnisse um das Auftreten Jesu in Jerusalem am Ende seiner Wirksamkeit, seine Verhaftung und Hinrichtung. Weil der Tod Jesu für seine Anhänger einen seinen Anspruch grundlegend in Frage stellenden Schock darstellte, ranken sich um diese Ereignisse vielfältige Deutungen, die den Gang Jesu nach Jerusalem, das letzte Mahl mit seinen Jüngern, den Verrat des Judas, Verhör und Kreuzigung betreffen. Wir stoßen deshalb bei der Tradition der Passionsereignisse in besonders dichter Weise auf „*theologisch gedeutete Geschichte*“ (297).

In einem eigenen Abschnitt „Jesus und die Anfänge des christlichen Glaubens“ (327-350) und nicht im folgenden Teil „Wirkung“ werden die Überlieferungen um die Auferweckung Jesu, leeres Grab, Erscheinungen, aber auch seine Erhöhung zu Gott, seine Präexistenz und Schöpfungsmittlerschaft kritisch-würdigend vorgestellt. Dem Ansatz Schröters entsprechend gilt es auch hier festzuhalten, dass vergangene Ereignisse „stets nur als *gedeutete* Ereignisse“ zugänglich sind und ohne diese Deutungen „zur nicht mehr verfügbaren Vergangenheit“ gehören würden. Es besteht für ihn daher, anders als in der Jesusforschung lange behauptet, „kein prinzipieller Unterschied zwischen einem vorösterlichen Jesus und seiner nachösterlichen Deutung – kein ‚Ostergraben‘, der beide kategorisch voneinander absetzen würde“: Denn auch der vorösterliche Jesus ist ein gedeuteter Jesus, und auch die Aussagen über seine Auferstehung und Erhöhung basieren auf Erfahrungen, die von seinem irdischen Wirken ausgegangen sind. Es wäre deshalb ein „Trugschluss“, den ‚wirklichen‘ Jesus von dem mit Hilfe der Ostererfahrungen *gedeuteten* Jesus absetzen zu wollen. Für die Beschäftigung mit Jesus bedeutet dies, dass die frühchristlichen Aussagen über seine Auferweckung und Erhöhung „zur Wahrnehmung seiner Person dazugehören“, auch wenn es sich hierbei nicht um historisch nachprüfbarere Tatsachen handelt. Doch das trifft z.B. auch auf das Bekenntnis zu Jesus als dem Gesalbten oder auf die Frage, ob Jesu Macht über die Dämonen von Gott oder vom Satan stammt, ebenso zu. (328f.)

Der Auferstehungsglaube ist im Blick auf jüdische Glaubensvorgaben für Schröter „Ausdruck der Überzeugung, dass es eine Gerechtigkeit in der Geschichte gibt, auch dann, wenn die Erfahrungen von Unheil, Leid und Tod dagegen zu sprechen scheinen“. Die Bezeichnung Gottes als desjenigen, „der Jesus von den Toten auferweckt hat“, wird so geradezu zu einer urchristlichen Charakterisierung Gottes. Das frühe Christentum bekennt sich in dem Glauben an die Auferweckung Jesu dazu, „dass sein Anspruch, im Namen Gottes zu wirken, durch seinen Tod nicht widerlegt wird“. Hatte Jesus selbst an der Aufrichtung der Herrschaft Gottes trotz seines Todes festgehalten, so erweitert das frühe Christentum diese Erwartung durch die Auferweckungsaussage. (333)

Während die Aussagen über die Auferweckung Jesu der Bestätigung seines Wirkens durch Gott und die damit verbundenen Erscheinungsaussagen der Legitimation der Zeugen und der Kontinuität von vor- und nachösterlicher Geschichte dienen, zielen die Aussagen über die Erhöhung Jesu auf seine Partizipation an der Autorität Gottes: „Jesus wird zu Gott entrückt, nimmt den Platz zu seiner Rechten ein und wird von dort auch wiederkehren, um das Gericht durchzuführen.“ Die Hoheitstitel Jesu als „Herr“ und „Sohn Gottes“ gehören nach Schröter zu dieser Tradition der Erhöhung Jesu. Im Umfeld dieser Vorstellung liegen auch die Aussagen über Jesu Präexistenz und seine Schöpfungsmittlerschaft, die den Weg Jesu in Entsprechung zu seiner Verlängerung nach „hinten“ - nämlich über den Tod hinaus – nun auch nach „vorne“ - nämlich in die Zeit vor seiner Geburt – hinein ausweiten.

Diesen Prozess kann man als Entwicklung von einer bei Jesus selbst angelegten „impliziten“ zu einer nachösterlich „expliziten“ Christologie bezeichnen: Von Jesus selbst gingen durch sein außergewöhnliches Auftreten „Impulse“ aus, die dazu führten, bereits während der Zeit seines irdischen Wirkens in ihm einen Menschen zu sehen, der in göttlicher Autorität wirkt, und die in den Schriften Israels formulierten Erwartungen an das Handeln Gottes am Ende der Zeit mit ihm in Verbindung zu bringen. Der Tod Jesu machte diese Überzeugungen nicht zunichte, sondern erwies sich als ein „kreativer Impuls“, sie auszubauen und Weg und Wesen Jesu in solchen grundsätzlichen Dimensionen zu betrachten. Diese Überzeugungen wirkten dann auch wieder zurück auf die Darstellungen seines irdischen Wirkens. (348f.)

In unserer Zeit freilich gewinnt Jesus nur dann Bedeutung - so Schröter betont -, „wenn wir ihn in unsere Sicht von Wirklichkeit und Geschichte einzeichnen“. Dies schließt für ihn die Konsequenz ein: „Ob wir uns dazu an die frühchristlichen Deutungen Jesu als des Auferweckten und Erhöhten anschließen oder nicht, ist keine Frage größerer Objektivität oder Wahrheit. Entscheidend hierfür ist vielmehr, ob diese Deutungen angesichts des historisch-kritisch erhobenen Befundes als plausibel und hermeneutisch als fruchtbar erscheinen, um der Bedeutung Jesu auf die Spur zu kommen.“ (350)

„Wirkung“ und Schlussbemerkungen

Im letzten Teil des Buches, mit „Wirkung“ überschrieben, illustriert Schröter in einer spannenden „tour de force“ durch Raum und Zeit die kulturprägende Kraft der Jesusgestalt: am Roman „Baudolino“ von Umberto Eco die Frage, „ob bzw. wie Jesus zugleich Gott und Mensch sein konnte“; an den „apokryphen“ Schriften an den Rändern des „offiziellen“ Christentums, wie diese die Erzählungen über Jesus legendarisch anreichern und um weitere Geschichten ergänzen; an alten und neuen Liedern zur Advents- und Weihnachtszeit, an Bildern zu Karfreitag und Ostern, im Blick auf die Bergpredigt, wie die Jesusgeschichte hier zu Wort kommt; am Film „Jesus von Montreal“, an Marc Chagalls „Weißer Kreuzigung“ und Eric-Emmanuel Schmitts Roman „Das Pilatus-Evangelium“, wie Kunst und Literatur der Gegenwart sich der Jesusfigur nähern können.

Unser Autor räumt ein, dass „die Stärke“ der Beschäftigung mit Jesus in Kunst und Literatur – gegenüber der historischen Jesusforschung, die sich der Überprüfbarkeit ihrer Interpretationen an den ältesten Quellen verpflichtet weiß, obwohl auch sie Ausdruck ihrer eigenen Zeit ist – in der „Unmittelbarkeit“ liegt, mit der hier auf Jesus Bezug genommen wird: Hoffnungen, Sehnsüchte und Ängste können dabei ebenso wie Kritik an sozialen Zuständen und Visionen von Gerechtigkeit und Frieden „in direkter Weise“ in die Deutung der Jesusgestalt eingehen. Der Spielraum der Interpretation ist hier ungleich größer als bei historischen Jesusdarstellungen, weil der Schwerpunkt auf der Einzeichnung der Jesusgestalt in den gegenwärtigen, nicht in den vergangenen Kontext seines Wirkens liegt. Die historische Jesusforschung – so sieht Schröter im Idealfall das Zusammenspiel – steckt dabei den Deutungsrahmen ab, innerhalb dessen sich aktualisierende, künstlerische Verarbeitungen der Jesusfigur bewegen sollten – auch wenn sie dies in bewusst verfremdender Weise tun. (381f.)

Zum Schluss greift Schröter auf die zu Beginn seines Buches genannte Tatsache zurück, dass Jesus im Lauf der Geschichte des Christentums zu einer unsere Kultur in einzigartiger Weise prägenden Gestalt geworden ist. Seine Geschichte wurde zu einer „Grundgeschichte“ - zu einem „Mythos“ -, der in sich aufnimmt, „was Menschen bewegt, wenn sie nach dem Woher und Wohin ihres Lebens und der Geschichte überhaupt fragen, wenn sie nach Antworten suchen auf die Frage nach dem Sinn des Leidens und Ausschau halten nach Hoffnung auf die Überwindung des Bösen“. In diesem Kontext ist die historisch-kritische Frage nach Jesus zu sehen: Sie „ist aufgebrochen, um zu verstehen, wie es zu dieser Bedeutung seiner Person hat kommen können“. (389) Ein heutiger Zugang zu Jesus kann für Schröter deshalb an den Diskussionen und Resultaten der historischen Jesusforschung nicht vorbeigehen. Er wird sich vielmehr von diesen bereichern lassen, um zwischen historisch wahrscheinlichen, späteren Legenden und abwegigen Interpretationen zu unterscheiden. Dabei

zeigt sich, dass der „historische Jesus“ und der „Christus des Glaubens“ sich nicht beziehungslos gegenüberstehen: Es gibt „vielfältige Verbindungen, die vom Wirken des irdischen Jesus zur Entstehung des christlichen Glaubens geführt haben“. Aber es ist auch zu sehen, dass die Wirkungsgeschichte Jesu „zu ganz eigenen, mit seinem Auftreten nur locker verbundenen Deutungen“ geführt hat. Wer Jesus für uns heute ist, entscheidet sich deshalb vor allem daran, wie wir mit dem historischen Befund umgehen, um auf dieser Grundlage die Bedeutung Jesu heute zur Wirkung zu bringen.

Würdigung

Dem Autor ist mit der Neuauflage ein interessantes, informatives, gut lesbares und - wie die bisherigen fünf Auflagen zeigen - erfolgreiches Werk über Jesus von Nazaret aus der Sicht der historischen Forschung gelungen, Durch das wiederholte Einspielen von biblischen und außerbiblischen Texten, durch das Einbringen vor allem neuer englischsprachigen Literatur wie durch didaktisch geschickte Zusammenfassungen ermöglicht er es auch dem weniger informierten Zeitgenossen, die Argumentation der kritischen Wissenschaft nachzuvollziehen und ihre Ergebnisse in seine heutige Sicht von Wirklichkeit einzubeziehen. Auch der günstige Preis macht das Buch attraktiv, auch wenn eine Folge davon ist, dass man das dicke Buch beim Lesen mit beiden Händen halten muss, damit es nicht ständig zuklappt.

Dennoch bleibt trotz der unbestreitbaren Stärken der Darstellung Schröters, die selbst die Auferweckung Jesu in den von ihm aufgespannten Deutungsrahmen einbezieht, ein gewisses Ungenügen zurück: Die um „Plausibilität“ im heute vorherrschenden Wirklichkeitsverständnis bemühte kritische Forschung hat eben zur Konsequenz, dass innerhalb dieses geschlossenen eindimensionalen Denkhorizonts alle rekonstruierten Sachverhalte wie „eingeebnet“ erscheinen, „gedeutete“ Ereignisse darstellen und bestenfalls „Impulse“ zum Weiterdenken und Vertiefen schon bestehender Vorstellungen auslösen. Es ist auch mehr der skeptische Zeitgenosse, der christlichen Glauben als Ideologie verdächtigt, der hier als Gesprächspartner gedacht ist und weniger der Glaubende im christlichen Sinn. Doch wollen uns die biblischen Texte nicht gerade in umgekehrter Richtung dazu animieren, die Geschichte Jesu im Licht seiner Auferweckung durch Gott zu begreifen und in dem „Juden aus Galiläa“ zugleich den „Retter der Welt“ zu glauben? Sprengen sie so nicht die Selbstbeschränkungen der historischen Forschung? Sie wollen wohl auch keinen Gegensatz aufrichten zwischen einem Leben aus Glauben und einem Lebensentwurf, der sich „als plausibel und hermeneutisch als fruchtbar“ erweist auf der Basis der historisch-kritisch gewonnenen Geschichte und Wirklichkeit Jesu!

Zitierweise: Rolf Baumann. Rezension zu: Jens Schröter. *Jesus von Nazaret*. Leipzig 2017
in: bbs 5.2018 http://www.biblische-buecherschau.de/2018/Schroeter_Jesus.pdf